



Tzvetan Todorov

Die Angst
vor den Barbaren

Kulturelle Vielfalt versus
Kampf der Kulturen



Hamburger
Edition
Kulturwissenschaften
und Politik

Tzvetan Todorov

Die Angst vor den Barbaren

Kulturelle Vielfalt versus
Kampf der Kulturen

Aus dem Französischen von Ilse Utz

Hamburger Edition

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.Hamburger-Edition.de

© E-Book 2011 by Hamburger Edition
E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN: 978-3-86854-515-9

© der deutschen Printausgabe 2010 by Hamburger Edition
ISBN: 978-3-86854-221-9

© der Originalausgabe 2008 by Éditions Robert Laffont, S.A., Paris
Titel der Originalausgabe: »La peur des barbares.
Au-déla du choc des civilisations«
Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Typografie und Herstellung: Jan und Elke Enns
Satz aus der Stempel Garamond von Dörlemann Satz, Lemförde

Zum Gedenken an
Germaine Tillion und Edward Said

Inhalt

Zwischen Angst und Ressentiment	9
1. Barbarei und Zivilisation	25
Der Barbar	28
Der Zivilisierte	37
Von der Zivilisation zu den Kulturen	42
Ein Erbe der Aufklärung	45
Die Bewertung der Kulturen	49
Die technischen und die künstlerischen Leistungen	52
Ein Traum der Aufklärung	58
Zivilisation und Kolonisation	62
Über einige Missverständnisse	64
2. Die kollektiven Identitäten	73
Vielfalt der Kulturen	76
Die Kultur als Konstruktion	81
Die Funktionen der Kultur	86
Die Staaten und die Nationen	91
Bedeutungsverlust des Staates	95
Ein Staat ohne Kultur?	99
Moralische und politische Werte	102
Ein Ministerium für Identität	106
Kultur und Werte	110
3. Der Krieg der Welten	115
Sich lieben oder Kriege führen?	117
Religionskriege und politische Konflikte	
Menschen wie wir?	127
Die manichäische Weltsicht	132
Islamismus und Totalitarismus	136
Der Krieg gegen den Terrorismus	141
Der Zweck und die Mittel	145

Folter: die Tatsachen	150
Folter: die Debatte	157
4. Die Klippen umschiffen	165
Mord in Amsterdam	168
Der antiislamische Kampf	173
Die dänischen Karikaturen	178
Die Reaktionen	185
Einige Überlegungen	191
Die Papst-Rede	196
Die islamische Seite	203
5. Die europäische Identität	215
Auf der Suche nach einer Identität	218
Vielfalt als Grundlage der Einheit	223
Formen der Koexistenz	230
Das kosmopolitische Modell	234
Europa im Westen	239
Die Grenzen Europas	243
Jenseits des Freund-Feind-Denkens	249
Aktuelles Nachwort	257
Danksagung	273
Bibliografie	274
Register	280

Zwischen Angst und Ressentiment

Das 20. Jahrhundert war in Europa durch den Konflikt zwischen totalitären Systemen und liberalen Demokratien gekennzeichnet. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, nach der militärischen Niederlage des Naziregimes, nahm dieser Konflikt die Form eines weltumspannenden Kalten Krieges an, der an der Peripherie durch einige geografisch begrenzte »heiße« militärische Auseinandersetzungen verschärft wurde. Die beteiligten Akteure waren eindeutig bestimmbar. Auf der einen Seite der Block der kommunistischen Länder, der sich von Ostdeutschland bis nach Nordkorea erstreckte und zunächst von der Sowjetunion beherrscht wurde; auf der anderen Seite des »Eisernen Vorhangs« der Westen, die »freie Welt«, die im Wesentlichen aus den westeuropäischen Ländern und Nordamerika bestand und von den Vereinigten Staaten angeführt wurde. Nicht einbezogen in diesen Ost-West-Gegensatz war ein dritter Akteur, ein in sich heterogener Komplex blockfreier, politisch neutraler Länder, Dritte Welt genannt. Die Welt war mithin politisch gespalten, wobei mit dieser Spaltung noch andere Merkmale einhergingen: Die Dritte Welt war arm, der Westen reich, in den kommunistischen Ländern war die Armee reich und die Bevölkerung arm (was aber nicht ausgesprochen werden durfte).

Diese Situation hat länger als ein halbes Jahrhundert ange dauert. Für mich persönlich war das besonders bedeutsam, weil ich in Osteuropa, in Bulgarien, geboren wurde und dort aufwuchs, bevor ich im Alter von 24 Jahren nach Frankreich ging. Diese Aufteilung der Welt schien für alle Zeiten – zumindest jedoch bis zum Ende meines Lebens – zementiert zu sein. Umso größer war meine Freude, als die kommunistischen Systeme um 1990 nacheinander zusammenbrachen. Der Ost-West-Gegensatz war hinfällig geworden, und es gab keinerlei Gründe mehr, um die weltweite Vorherrschaft zu konkurrieren – den Hoffnungen schienen keine Grenzen gesetzt ... Die alten Träume der großen liberalen Denker würden endlich in Erfüllung gehen, an die Stelle von Kriegen würden Verhandlungen treten, und es könnte eine neue Weltordnung errichtet werden, die eine harmonischere Welt ent-

stehen lassen würde als die des Kalten Krieges. Ich war sicherlich nicht der Einzige, der an eine solche positive Entwicklung glaubte.

Knapp 20 Jahre später ist festzustellen, dass diese Hoffnung trügerisch war; Spannungen und gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Ländern gehören anscheinend weiterhin zur Weltgeschichte. Die große Ost-West-Konfrontation hatte Feindseligkeiten und Gegensätze in den Hintergrund gedrängt, die schon bald wieder aufflamnten. Die Konflikte konnten nicht wie durch Zauberhand verschwinden, da ihre tieferen Ursachen noch immer vorhanden waren; es sieht sogar so aus, als verschärften sie sich. Die Weltbevölkerung wächst schnell, während der Raum, in welchem sie lebt, gleich bleibt, ja sogar kleiner wird, da er vom Vordringen der Wüsten und von Überschwemmungen bedroht ist. Was noch schwerwiegender ist: Die lebenswichtigen Ressourcen – Wasser und Energie – werden knapper. Unter diesen Bedingungen ist der Konkurrenzkampf zwischen verschiedenen Ländern unvermeidlich, das impliziert auch, dass diejenigen, die weniger haben, denen mit Aggressivität begegnen, die mehr haben, und dass Letztere von Angst erfüllt sind und alles daransetzen, um ihre Vorteile zu verteidigen.

Hinzu kommen einige neue Entwicklungen. Wenngleich es in der Welt weiterhin zahlreiche Spannungsherde gibt, von denen manche zu Gewaltausbrüchen geführt haben, so bleiben ihre Auswirkungen doch räumlich begrenzt, und seit mehr als 60 Jahren hat es keine dem Zweiten Weltkrieg vergleichbare militärische Auseinandersetzung gegeben. Infolgedessen konnte sich vor unseren Augen eine wahrhaft friedliche technologische Revolution vollziehen, die auf ihrem weltweiten Weg entscheidend zu der Intensivierung der Kontakte zwischen verschiedenen Ländern beigetragen hat, die wir Globalisierung nennen.

Die technologische Umwälzung betraf viele Bereiche, aber bestimmte Fortschritte haben sich besonders stark auf die internationalen Beziehungen ausgewirkt. Am deutlichsten zeigt sich dies im Kommunikationsbereich: Die Kommunikation ist nicht nur ungleich schneller geworden, sondern sie bedient sich auch vieler neuer Kanäle. Die aus Worten und Bildern bestehenden Informationen werden ohne Verzögerung transportiert und erreichen die ganze Welt. Das Fernsehen (und nicht mehr nur das Radio), Handys, elektronische Post, Internet: Während früher ein Mangel an Informationen zu beklagen war, werden wir heute geradezu mit Informationen überflutet. Eine Folge dieser Entwicklung ist, dass die Bewohner dieses Planeten stär-

ker miteinander in Kontakt kommen. Die Worte und die Bilder schaffen eine gewisse Vertrautheit, die standardisierten Waren zirkulieren in der ganzen Welt, und die Menschen reisen mehr denn je. Die Bewohner der reichen Länder suchen die armen Länder auf, um dort Geschäfte zu machen oder sich ihren Freizeitvergnügen hinzugeben; die Armen versuchen, die reichen Länder zu erreichen, um dort Arbeit zu finden. Hat man die nötigen finanziellen Mittel, reist man heute wesentlich schneller.

Der intensivere Austausch und der zunehmende Kontakt zwischen Ländern und Menschen haben positive und negative Auswirkungen; es gibt jedoch eine technologische Neuerung, die ausschließlich besorgniserregend ist, und das ist der leichte Zugang zu Vernichtungswaffen, insbesondere zu Sprengkörpern. Jeder scheint ohne Weiteres in der Lage zu sein, sich diese zu beschaffen. Werden sie miniaturisiert, können sie in der Tasche transportiert werden; in perfektionierter Form können sie auf der Stelle Dutzende, Hunderte oder Tausende von Menschen töten. Die Anleitungen zum Bau von Bomben zirkulieren im Internet, die benötigten Teile sind in Supermärkten erhältlich, ein Mobiltelefon reicht aus, um sie zu zünden. Diese »Demokratisierung« der Vernichtungswaffen schafft eine ganz neue Situation: Es bedarf nicht mehr staatlicher Macht, um dem Feind schwere Verluste zuzufügen, einige entschlossene Menschen mit geringen finanziellen Mitteln reichen aus. Die »feindlichen Kräfte« haben heute ein vollkommen anderes Gesicht als ehemals.

Die großen technologischen Neuerungen haben sich zwar auf die Lebensweise der Menschen ausgewirkt, aber sie haben nicht zum sofortigen Verschwinden der alten Welt geführt, dazu waren sie offensichtlich auch gar nicht in der Lage. Vielmehr haben sie ein Nebeneinander von Gegensätzen entstehen lassen, sodass das Archaische unmittelbar an das Ultramoderne grenzt. Dieses Nebeneinander findet sich sowohl innerhalb eines Landes als auch zwischen den Ländern. Der russische oder chinesische Bauer ist von der Lebensweise in Moskau oder Schanghai ebenso weit entfernt wie die Bauern im Rif-Gebirge und in Anatolien von den Einwohnern von Paris oder London. Der Welt der einen, in der eine »vertikale« Kommunikation für die Weitergabe der Traditionen sorgt, steht die der anderen gegenüber, die durch eine »horizontale« Kommunikation, die ständige Vernetzung der Menschen, gekennzeichnet ist. Das Verblüffende dabei ist, dass diese beiden Welten durchaus Kenntnis voneinander haben: Die

Bilder von beiden wandern um den Erdball. Die Menschen dieser Welten treffen aufeinander: Ruinierte Bauern verlassen ihr Land und gehen in die Städte ihrer Länder oder, besser noch, in die der reichen Länder. In den über alle Kontinente verteilten Metropolen leben Menschen verschiedenster Herkunft, die dementsprechend sehr unterschiedliche Sitten und Bräuche pflegen. So ist der *niqab* oder Ganzkörpersehler direkt neben dem Stringtanga zu sehen (beide sind an französischen Schulen verboten!).

Man ahnt, wozu dieses Aufeinandertreffen von sehr ungleichen Akteuren führen kann. Bei den einen erzeugt es Neid oder Ablehnung oder beides zugleich; bei den anderen Verachtung, Herablassung oder Mitleid. Die einen haben die zahlenmäßige Überlegenheit und die Wucht des Zorns, die anderen die technologische und militärische Überlegenheit auf ihrer Seite. Diese Mischung ist explosiv, und die Konflikte mehren sich. Ihre geografische Konstellation ist freilich nicht mehr die gleiche wie nach den Zweiten Weltkrieg.

Heute lassen sich die Länder der Welt je nach ihrer Reaktion auf die neuen Gegebenheiten in mehrere Gruppen einteilen. Es sind nicht mehr die politischen Systeme, die das Unterscheidungskriterium bilden, wie einst der Gegensatz von Kommunismus und Demokratie; es sind auch nicht mehr die großen geografischen Trennlinien, wie etwa die zwischen Nord und Süd – Australien liegt im Süden und die Mongolei im Norden –, oder die zwischen Ost- und West – China und Brasilien werden häufig in die gleiche Kategorie eingeordnet; und noch weniger sind es die Kulturen. Im 18. Jahrhundert hatte Montesquieu, um die menschlichen Leidenschaften zu beschreiben, die eine Gesellschaft antreiben, einen Begriff eingeführt, den er »Prinzip der Regierung« nannte, in der Republik ist es die Tugend, in der Monarchie die Ehre.¹ Auch heute gibt es eine Leidenschaft beziehungsweise eine in der Gesellschaft vorherrschende Grundstimmung, von der sowohl die Entscheidungen der Regierung als auch die Reaktionen der Menschen durchdrungen sind.

Die Risiken einer solchen schematischen und statischen Beschreibung von Situationen, die in Wirklichkeit ständigen Veränderungen unterliegen, sind mir sehr bewusst. In einer Gesellschaft sind stets mehrere Grundstimmungen wirksam, und keine wird von allen Menschen geteilt; sie sind variabel und stellen sich von Land zu Land an-

1 Montesquieu, Vom Geist der Gesetze, S. 441.

ders dar. Überdies verändert sich ihre Rangfolge, sodass ein Land binnen einiger Jahre ohne Weiteres von einer Gruppe in eine andere wechseln kann. Dass es diese Gefühlslagen gibt, steht außer Frage. Um zu beschreiben, in welche Gruppen sich verschiedene Länder einteilen lassen, ziehe ich eine kürzlich von Dominique Moïsi² entwickelte Typologie heran, die ich vervollständige und meinem Vorhaben anpasse, wobei mir die damit verbundenen Vereinfachungen durchaus bewusst sind.

Die in einer ersten Gruppe von Ländern vorherrschende Grundstimmung nenne ich den *Aufholwillen*. Die Bevölkerung dieser Länder hat häufig das Gefühl, dass sie aus verschiedenen Gründen bei der Verteilung der Reichtümer zu kurz gekommen ist; jetzt ist sie an der Reihe. Diese Menschen wollen ihren Anteil an der Globalisierung, am Konsum, an den Freizeitangeboten bekommen, und um dieses Ziel zu erreichen, sind sie bei den Mitteln nicht wählerisch. Japan hat vor mehreren Jahrzehnten diesen Weg eingeschlagen, ihm taten es mehrere südostasiatische Länder gleich, seit Kurzem auch China und Indien. In jüngster Zeit haben auch andere Länder die Weichen in diese Richtung gestellt: Brasilien und in Zukunft sicherlich auch Mexiko und Südafrika. Seit einigen Jahren scheint Russland ebenfalls diesen Weg zu beschreiten, indem es seine Niederlage im Kalten Krieg in einen Vorteil ummünzt: Weder seiner Entwicklung noch der Besserstellung seiner Bürger stehen ideologische Hindernisse entgegen, und das Land muss nicht mehr um die weltweite Vorherrschaft kämpfen.

Die zweite Gruppe bilden Länder, in denen das *Ressentiment* eine wesentliche Rolle spielt. Diese Gefühlslage ist das Ergebnis einer realen oder imaginierten Demütigung durch die reichsten und mächtigsten Länder. Sie ist – unterschiedlich stark ausgeprägt – in einem großen Teil der Länder mit einer mehrheitlich muslimischen Bevölkerung von Marokko bis Pakistan verbreitet. Seit einiger Zeit ist sie auch in anderen asiatischen Ländern sowie in manchen lateinamerikanischen Ländern anzutreffen. Das Ressentiment gilt den einstigen europäischen Kolonialmächten und zunehmend auch den Vereinigten Staaten, die für das Elend der Menschen und die Ohnmacht des Staates verantwortlich gemacht werden. Das Ressentiment gegenüber Japan ist in China und in Korea stark ausgeprägt. Selbstredend beherrscht es nicht das Denken und Handeln aller Menschen, spielt aber im gesellschaft-

2 Vgl. Moïsi, Kampf der Emotionen.

lichen Leben eine entscheidende Rolle, da es, wie andere sozialen Affekte, für eine einflussreiche und aktive Minderheit charakteristisch ist.

Die dritte Gruppe unterscheidet sich von den anderen durch den Stellenwert, den in ihr die *Angst* hat. Das sind die Länder des Westens, die mehrere Jahrhunderte lang über die Welt geherrscht haben. Ihre Angst gilt den beiden anderen Gruppen, ist aber jeweils anders begründet. Die westlichen, zumal die europäischen Länder fürchten die Wirtschaftskraft der »aufholenden Länder«, also deren Fähigkeit, kostengünstiger zu produzieren und ihnen so alle Märkte abzujagen; kurzum, sie haben Angst, ökonomisch beherrscht zu werden. In Bezug auf die »ressentimentgeprägten Länder« fürchten die westlichen Länder die von ihnen potenziell ausgehenden physischen Angriffe, Terrorakte, Gewaltausbrüche sowie mögliche Vergeltungsmaßnahmen im Energiebereich, da sie über die größten Ölreserven verfügen.

Schließlich gibt es eine vierte, über mehrere Kontinente verteilte Gruppe von Ländern, die sich in einem Zustand der *Unentschiedenheit* befindet. Es handelt sich um eine Restgruppe, deren Mitglieder eines Tages vom Ressentiment oder vom Aufholwillen beherrscht werden könnten, die zurzeit jedoch von beidem noch recht weit entfernt sind. Derweil werden die natürlichen Ressourcen dieser Länder durch die anderen Ländergruppen geplündert, und zwar unter aktiver Mitwirkung der eigenen korrupten Führungseliten; ethnische Konflikte tragen zur Verschlimmerung der Lage bei. Bestimmte Bevölkerungsschichten, häufig die Ärmsten der Armen, versuchen, in die reicheren, »angstgeprägten Länder« zu gelangen, um hier ein besseres Leben zu führen.

Ich besitze kaum die nötige Kompetenz, um diese Ländergruppen im Einzelnen zu beschreiben. Ich lebe in Frankreich, in der Europäischen Union, in der Ländergruppe also, die ich als von Angst beherrscht oder zumindest geprägt beschrieben habe. Frankreich ist das einzige Land, das ich von innen kenne. Ich enge mein Thema noch weiter ein, indem ich mich auf das hier zu beobachtende Verhältnis zu den ressentimentgeprägten Ländern und Völkern beschränke. Mit diesem Affekt befasse ich mich deswegen eingehend, weil er meiner Ansicht nach oftmals verheerende Auswirkungen hat. Die These, die ich entwickeln möchte, lässt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Die westlichen Länder haben uneingeschränkt das Recht, Angriffe auf die Werte, auf denen ihre demokratischen Ordnungen basieren, abzuwehren. Sie sind insbesondere verpflichtet, jede terroristische Bedro-

hung und jede Form von Gewalt mit Entschiedenheit zu bekämpfen. Es liegt allerdings in ihrem Interesse, sich nicht zu Überreaktionen hinreißen zu lassen, da diese völlig kontraproduktiv sein können.

Da die Angst zu einer Gefahr für diejenigen werden kann, die sie empfinden, darf man nicht zulassen, dass sie beherrschend wird. Sie dient als Hauptrechtfertigung für Verhaltensweisen, die häufig als »unmenschlich« bezeichnet werden. Aus Angst vor dem Tod, der mich oder, schlimmer noch, diejenigen Menschen bedroht, die mir lieb und teuer sind, bin ich fähig, Menschen zu töten, zu verstümmeln, zu foltern. Zum Schutz der Frauen und Kinder (bei uns) werden viele Männer, Frauen, Alte und Kinder (bei den anderen) umgebracht. Diejenigen, die man gerne als Unmenschen hinstellt, haben häufig aus Angst um sich und die Ihren gehandelt. Fragt man südafrikanische Polizisten und Militärangehörige, warum sie zur Zeit der Apartheid getötet und anderen unbeschreibliches Leid zugefügt haben, antworten sie: um uns vor den Schwarzen (und den Kommunisten) zu schützen, die unsere Gemeinschaft bedrohten. »Wir hatten keinen Spaß daran, wir wollten das nicht tun, aber wir mussten sie davon abhalten, unschuldige Frauen und Kinder zu töten.«³ Und hat man sich mit dem Töten erst abgefunden, dann ist man auch zu anderen Taten bereit: Man foltert (um an Informationen über die »Terroristen« zu kommen), man verstümmelt die Körper (um die Morde als gewöhnliche Verbrechen oder spontane Gewaltausbrüche zu tarnen): Alles ist erlaubt, um den Sieg davonzutragen – und sich somit von der Angst zu befreien.

Die Angst vor den Barbaren droht uns selbst zu Barbaren zu machen. Und das, was wir uns damit antun, ist schlimmer als das, was wir anfangs fürchteten. Die Geschichte lehrt uns, dass das Heilmittel schlimmer sein kann als die Krankheit. Die totalitären Systeme haben sich als Allheilmittel gegen die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft angepriesen und haben eine Welt geschaffen, die gefährlicher war als die von ihnen bekämpfte. Heute ist die Lage zwar nicht so ernst, aber sie bleibt besorgniserregend; noch ist Zeit zum Umsteuern.

Die Überreaktionen beziehungsweise die undifferenzierten Reaktionen der angstgeprägten Länder finden ihren Ausdruck auf zweierlei Weise, je nachdem ob sie auf ihrem eigenen Territorium oder auf dem der anderen zum Tragen kommen. Gegenüber den anderen erliegt man

3 Tutu, Keine Zukunft ohne Versöhnung, S. 108.

leicht der Versuchung, Gewalt anzuwenden und physische Angriffe mit einem unverhältnismäßigen Einsatz militärischer Mittel und mit kriegerischen Handlungen zu beantworten. Für diese Reaktion stehen beispielhaft die Vereinigten Staaten, die seit den Attentaten vom 11. September 2001 in Ländern wie Afghanistan, Irak und Libanon direkt intervenierten oder andere Länder zur Intervention ermutigten. Die Länder der Europäischen Union folgen im Großen und Ganzen der amerikanischen Politik, wenn auch teilweise murrend und widerstrebend. Neben diesen direkten militärischen Interventionen findet der sogenannte »Krieg gegen den Terror« statt, der unter anderem zu rechtswidrigen Festnahmen und zu Folter geführt hat, heute durch die Namen Guantánamo, Abu Ghraib und Bagram symbolisiert.

Diese Politik ist allerdings in zweifacher Hinsicht ein Fehlschlag: Sie macht den Gegner stärker und uns schwächer. Zum einen, weil die Aggression, auf die sie reagiert, nicht von Staaten, sondern von Einzelpersonen ausgeht (die allerdings vorübergehend von den an der Macht befindlichen Taliban geschützt wurden), denen weder massive Bombardierungen noch die Besetzung ihres Landes durch eine Armee viel anhaben können. Zum anderen, weil es sich hier um Ressentiments und Rache infolge einer Demütigung handelt, die nicht dadurch auszulöschen sind, dass dem Land eine neuerliche militärische Niederlage beigebracht wird – im Gegenteil. Die amerikanische Armee oder ihre Verbündeten können die gegnerischen Armeen vernichten, aber dadurch nähren sie nur den Groll der Bevölkerung, der den Erstangriff überhaupt ausgelöst hat. Das Foltern von Menschen schürt ebenfalls Rachegeleüste. Die Menschen, die für die Angriffe auf den Westen verantwortlich sind, leben in dem Gefühl, dass ihre Einstellungen richtig und ihre Ideen wahr sind; oder, wie Pascal bereits vor 350 Jahren sagte: »Gewalt und Wahrheit vermögen nichts gegeneinander.«⁴ Diese Politik zerstört die westliche Welt von innen heraus, da wir, um unsere demokratischen Werte zu verteidigen, dazu gebracht werden, sie über Bord zu werfen! Wie kann man sich über die Niederlage eines heimtückischen Feindes freuen, wenn man, um zu siegen, so werden musste wie er?

Wenn im Kampf gegen den Terror »alles erlaubt ist«, wird derjenige, der den Terror bekämpft, dem Terroristen allmählich immer ähnlicher. Im Übrigen glauben die Terroristen überall auf der Welt, dass

4 Pascal, Briefe in die Provinz, S. 397.

sie lediglich auf einen vorausgegangenen Terror reagieren ... Damit stehen sie nicht allein: Immer und überall lässt sich unschwer eine vorausgegangene Gewaltanwendung ausmachen, die unsere eigene Gewalt gerechtfertigt erscheinen lässt. Der Preis dafür ist, dass der Krieg nie aufhören wird.

Diese Kritik an der Reaktion der amerikanischen Regierung auf die Angriffe, denen ihr Land ausgesetzt war, hat nichts mit einem wie auch immer gearteten Antiamerikanismus zu tun. Sie ist vielmehr Teil der Debatte, die in den Vereinigten Staaten selbst geführt wird und durch die zunehmende Diskrepanz zwischen den verkündeten Idealen und dem Handeln vor Ort ausgelöst wurde. Auf politischer Ebene wären die Entscheidungen anderer Länder nicht viel anders ausgefallen, aber die Vereinigten Staaten ziehen mehr Aufmerksamkeit und Kritik auf sich, da sie in militärischer Hinsicht eine einzigartige Stellung einnehmen. Ihr Vernichtungspotenzial ist größer als das aller anderen Länder, und es gibt weniger Hürden, die seinem Einsatz entgegenstehen: Alle anderen Länder fürchten die Reaktion der Vereinigten Staaten ... Es sind die außerordentlichen militärtechnischen Leistungen, die sie zum gefährlichsten Land machen – für die anderen, aber auch für sie selbst: Ihre Atomwaffen können das Leben auf dem gesamten Planeten auslöschen.

In den westlichen, namentlich den europäischen Ländern, in denen seit mehreren Jahrzehnten eine große Minderheit aus den »ressentimentgeprägten Ländern« lebt, gibt es Situationen, die die Richtigkeit des Satzes bestätigen, dass das Heilmittel schlimmer sein kann als die Krankheit. Diese Minderheit praktiziert eine Religion, den Islam, der sich von der Religion der Mehrheitsgesellschaft unterscheidet; mehr noch, sie räumt der Religion in ihrem Alltagsleben einen Platz ein, der nicht dem entspricht, den die heutigen liberalen Demokratien ihr zugestehen. Hieraus ergeben sich Fragen in Bezug auf das Alltagsleben und Reibungen zwischen verschiedenen Teilen der Bevölkerung. Wie lassen sich diese Reibungen verringern? Hier kommt es zu Fehlreaktionen aufgrund von »Standfestigkeit« – eine euphemistische Umschreibung von Intoleranz.

Niemand ist voll und ganz mit seinen Lebensbedingungen zufrieden, und manchmal drängt sich sogar der Eindruck auf, sie verschlechterten sich. Wer ist schuld daran? Man ist versucht, nach einer einfachen Antwort und einem leicht bestimmbaren Schuldigen zu suchen. Diese Versuchung steht Pate bei der Entstehung populistischer Bewe-

gungen und Parteien. Der Linkspopulismus sagt: Die Reichen sind schuld, man muss ihnen ihre Besitztümer nehmen und an die Armen verteilen. Der Rechtspopulismus verteidigt nicht eine soziale Schicht, sondern ein ganzes Land, und antwortet auf dieselbe Frage: Die Ausländer sind schuld. Die Fremdenfeindlichkeit ist der kleinste gemeinsame Nenner der rechtsextremen Parteien, denen ihre anderen Lieblingsthemen – Antikommunismus und Rassismus – abhandengekommen sind. Seit einigen Jahren erhalten diese Parteien in gut der Hälfte der Mitgliedsstaaten der EU stärkeren Zulauf. Sie sind nirgends politisch tonangebend, aber hier und da unentbehrlich für die regierenden Koalitionen. Wollen sich diese an der Macht halten, müssen sie auf die Forderungen der Rechtsextremisten in puncto Einwanderung und Zusammenleben mit Ausländern eingehen – andernfalls droht der Verlust von Wählerstimmen.

Zu der allgemeinen Fremdenfeindlichkeit gesellt sich eine Einstellung, die man durchaus als Islamfeindlichkeit bezeichnen kann, auch wenn dieser Begriff mitunter falsch verwendet wird. Diese beiden Formen von Ablehnung decken sich nur teilweise: Die Islamfeindlichkeit betrifft zwar nur einen Teil der Einwanderer, macht aber nicht an den Grenzen des Landes halt; gleichwohl kommt die Mehrheit der Einwanderer in Europa aus islamischen Ländern. Die Einwanderer anzugreifen, ist politisch nicht korrekt, wohingegen die Kritik am Islam als mutig gilt: Das eine kann somit an die Stelle des anderen treten.

Die Ablehnung des Islam hat viele Gründe, die zum Teil weit in die Vergangenheit zurückreichen. Der Islam galt lange als ein Rivale des Christentums. Heute stellt er eine Form von Religiosität dar, von der sich die Europäer erst nach langer Zeit befreit haben: Religiös nicht gebundene Menschen lehnen ihn daher noch heftiger ab als Christen. Die islamischen Länder wurden in den vergangenen Jahrhunderten von den europäischen Mächten kolonialisiert; im Zuge der Entkolonialisierung mussten die ehemaligen Kolonialherren in ihre Heimatländer zurückkehren, und was sie mitnahmen, war ihr Überlegenheitsgefühl und ihre Verbitterung. Heute lassen sich die vormaligen Kolonisierten in ihrem Land nieder, wenn auch nicht als Kolonisatoren: Soll man ihnen das etwa nicht übel nehmen? Hinzu kommen die Ressentiments dieser vormaligen Kolonisierten und heutigen Einwanderer beziehungsweise ihrer europäisierten Nachkommen, die ihre Bomben in Madrid und London, in Berlin und Paris zünden. Sie stellen eine reale Gefahr dar. Und schließlich wollte es der geografische

(und geologische) Zufall, dass die meisten dieser islamischen Länder über die größten Energiereserven der Erde verfügen. Steigt der Benzinpreis oder die Heizungsrechnung der Privathaushalte, ist diese Abhängigkeit von den ehemals Unterworfenen nur schwer erträglich.

Aus all diesen und noch anderen Gründen werden die kriminellen oder verwerflichen Handlungen mancher Muslime mit ihrer religiösen, ja sogar staatsbürgerlichen Identität erklärt. Von dieser Verallgemeinerung ausgehend, fällt es nicht schwer, durch die Vermischung verschiedener Sachverhalte schrittweise einen Stigmatisierungsdiskurs in die öffentliche Debatte einzubringen, dem in dieser Form keine andere gesellschaftliche Gruppe ausgesetzt ist. Telegene Persönlichkeiten verkünden landauf, landab, der Islam verherrliche Hass und Gewalt, er sei die dümmste Religion der Welt, die Kinder der Einwanderer sprächen ein Französisch, das den Lauten eines in der Badewanne geschächteten Schafes ähnele, und man müsse stolz darauf sein, den Islam abzulehnen. In den Niederlanden veröffentlicht der wortgewandte Populist Pim Fortuyn 1997 das Buch »Tegen de islamisering van onze cultuur« (Gegen die Islamisierung unserer Kultur); nach seiner Ermordung (durch einen gebürtigen Niederländer) erringt die von ihm gegründete Partei 17 Prozent der Parlamentssitze. Filip Dewinter, der Vorsitzende der belgischen Partei Vlaamse Belang, erklärt: »Der Islam ist der Feind Nummer eins nicht nur Europas, sondern der ganzen freien Welt.« Die vielen Islamkenner, die es mit einem Mal gibt, legen in den Medien gerne dar, dass diese Religion an sich schlecht und daher zu bekämpfen sei. Diese feindselige Atmosphäre führt dazu, dass sich Menschen mit einer islamischen Identität aus der Gesellschaft ausgegrenzt fühlen und sich wieder stärker auf ihre tatsächlichen oder erdachten Traditionen besinnen.

Weder die internationalen Beziehungen noch das Verhältnis zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen innerhalb eines Landes können wie durch Zauberhand harmonisch gestaltet werden. Die Reibungen und Feindseligkeiten haben häufig konkrete Gründe und beruhen nicht bloß auf Missverständnissen. Allerdings glaube ich nicht, dass etwas Gutes dabei herauskommt, wenn man im Ausland Krieg führt und im eigenen Land Intoleranz praktiziert. Es geht nicht darum, der Realität mit Blauäugigkeit zu begegnen oder die terroristischen Bedrohungen nicht mehr aktiv zu bekämpfen. Den Einsatz von Waffengewalt wird es zwischen Staaten oder Staatengruppen immer geben, aber es bedarf einer wesentlich gründlicheren Analyse der je-

weiligen Situation. Demokratie bedeutet nicht das Ende innerer Konflikte, aber sie gibt uns Mittel an die Hand, diese friedlich zu lösen.

Die militärischen Interventionen der letzten Jahre haben nicht die erhofften Ergebnisse gebracht. Das wäre auch bei einem Militärschlag gegen den Iran nicht anders, den die westlichen Regierungschefs 2007 und 2008 in ihren Reden ankündigten. Der Einsatz nicht militärischer Mittel würde nicht bedeuten, dass ein theokratisches Regime, seine Sittenpolizei, die Angriffe auf die Pressefreiheit, die Zustände in den iranischen Gefängnissen oder die provozierenden Äußerungen des Präsidenten dieses Landes weniger scharf verurteilt würden. Anstatt sich den Neokonservativen in Washington unterzuordnen, sollte die Europäische Gemeinschaft mit gutem Beispiel vorangehen und hoffen, dass die Vereinigten Staaten diesem Beispiel folgen.

Die Absage an Intoleranz bedeutet nicht, dass alles geduldet werden muss. Um glaubwürdig zu sein, muss der Aufruf zu Toleranz auf einem Konsens über das basieren, was in einer Gesellschaft nicht geduldet werden darf. In der Regel sind es die Gesetze des Landes, die den Grundbestand des Erlaubten definieren; hinzu kommen bestimmte moralische und politische Werte, die nicht explizit formuliert, aber von allen anerkannt werden. Es gilt allerdings, dieses gesetzliche Regelwerk – auch republikanischer Pakt genannt –, das die Rechte und Pflichten eines jeden Bürgers festlegt, von den vielfältigen und sich wandelnden kulturellen Merkmalen der Menschen zu unterscheiden, zu denen auch die Religion gehört. Das Zurückführen politischer und sozialer Konflikte auf Religion oder Kultur (oder Rasse) ist zugleich falsch und schädlich: Es verschärft die Konflikte, anstatt sie zu entschärfen. Das Gesetz muss über den Brauch gestellt werden, wenn zwischen ihnen ein Konflikt entsteht – was aber meistens nicht der Fall ist.

In der Welt von heute und morgen wird es immer mehr Begegnungen zwischen Menschen und Gemeinschaften geben, die unterschiedlichen Kulturen angehören; nur die Menschen selbst können dafür sorgen, dass diese Begegnungen nicht in Konflikte ausarten. Aufgrund der heute vorhandenen Massenvernichtungswaffen könnte ihre Eskalation das Überleben der Menschheit gefährden. Aus diesem Grund muss alles getan werden, um sie zu verhindern. Das ist auch das Anliegen dieses Buches.

Es reicht nicht, fromme Wünsche zu formulieren oder ein Loblied auf den Dialog zu singen; unerlässlich ist die Auseinandersetzung mit

den Fakten, die es gründlich zu untersuchen gilt. Um das zu leisten, bewegen sich meine Ausführungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, Politik und Anthropologie, Alltagsleben und Philosophie. Hier die wichtigsten Fragen, die auf den folgenden Seiten behandelt werden:

1. *Barbarei und Zivilisation.* Die beiden ersten Kapitel sind der Ausarbeitung des Instrumentariums gewidmet, das es uns ermöglicht, die Geschehnisse, die sich vor unseren Augen abspielen, zu beschreiben und zu bewerten. Zunächst werden die Kategorien erläutert, mit deren Hilfe die verschiedenen Gesellschaften der Welt eingeschätzt und als barbarisch oder zivilisiert eingestuft werden. So wird auch verständlich, warum technologische Leistungen oder die Qualität von Kunstwerken keine Gewähr dafür bieten, dass die Barbarei überwunden ist.

2. *Die kollektiven Identitäten.* Sie lassen sich in mehrere große Komplexe unterteilen: kulturelle Zugehörigkeit, bürgerschaftliche Solidarität, Bekenntnis zu moralischen und politischen Werten. Die Kultur wird uns von anderen vermittelt, und jeder Mensch hat mehr als eine; sie stellt stets eine Mischung dar und ist in ständigem Wandel begriffen. Die verschiedenen Identitäten können miteinander in Konflikt geraten, und man muss lernen, richtig damit umzugehen. Ist ein Ministerium für nationale Identität hier in irgendeiner Weise hilfreich?

3. *Der Krieg der Welten.* Diese Analyse der Beziehungen zwischen Gesellschaften beziehungsweise Ländern beginnt mit einer Stellungnahme zu dem bekannten Werk von Huntington. Die politischen und sozialen Konflikte müssen nicht zu Religionskriegen oder zu einem Kampf der Kulturen umgedeutet werden. Der »Krieg gegen den Terror« ist weder ein richtiger Krieg noch richtet er sich tatsächlich gegen den Terrorismus. Die Folter, die er zulässt, ist ein Krebsgeschwür der Demokratie.

4. *Die Klippen umschiffen.* Hier werden einige spezielle Konflikte innerhalb der europäischen Gesellschaften geschildert: die Ermordung Theo van Goghs in Amsterdam, die dänischen Mohammed-Karikaturen, die Rede des Papstes in Regensburg. Überdies frage ich nach der gegenwärtigen Entwicklung des Islam und der Diskussion in den islamischen Ländern.

5. *Die europäische Identität.* Sie wird nicht durch einen bestimmten Inhalt definiert, sondern durch den Stellenwert, den sie den Differenzen zwischen Ländern, Gesellschaften und Kulturen zuweist. Die

Außenpolitik der Europäischen Union entspricht nicht den Erwartungen ihrer Bevölkerung. Zuletzt stelle ich einige Überlegungen zu den geografischen Grenzen der Union an.

Jenseits des Freund-Feind-Denkens. Den Schluss bilden einige Reflexionen über den Dialog zwischen den Kulturen und über die mögliche Ausrichtung der Politik der westlichen Länder.

Bei der Erörterung dieser wichtigen Fragen, zu denen jeder bereits eine Meinung hat, war ich darauf bedacht, mich nicht im Ungefähren zu bewegen, Dinge nicht zu vermischen, keine manichäischen Gegensätze zu konstruieren, keine Sündenböcke zu suchen und nicht die angenehme Pose des Gutmenschen einzunehmen. Es steht zu viel auf dem Spiel, als dass es nur darum gehen könnte, selbst gut dazustehen.

1. Barbarei und Zivilisation

»Es gab niemals einen zivilisatorischen Wert, der nicht einen Anklang von Weiblichkeit, von Sanftheit, von Mitgefühl, von Gewaltlosigkeit, von respektierter Schwäche hatte ... Die erste Beziehung zwischen dem Kind und der Zivilisation ist sein Verhältnis zu seiner Mutter.«

Romain Gary, *La nuit sera calme*

Will man über die Beziehungen zwischen Völkern oder Gesellschaften sprechen, ist zunächst eine schwierige Frage zu klären: Lassen sich Handlungen, die unterschiedlichen Kulturen entspringen, nach den gleichen Kriterien beurteilen? Hier drängt sich häufig der Eindruck auf, man könne dem einen Extrem nicht entinnen, ohne sogleich in ein anderes zu verfallen. Wer an absolute, also transkulturelle Werte glaubt, läuft Gefahr, die ihm vertrauten Werte für allgemeingültig zu halten, sich einem naiven Ethnozentrismus und einem blinden Dogmatismus hinzugeben und in der Überzeugung zu leben, für immer im Besitz des Wahren und Richtigen zu sein. Er kann in dem Augenblick zu einer Gefahr werden, da er beschließt, die ganze Welt müsse an den Errungenschaften seiner eigenen Gesellschaft teilhaben, und sich das Recht herausnimmt, andere Länder zu überfallen, um deren Bewohner besser »aufklären« zu können. So dachten gestern die Ideologen des Kolonialismus, und so denken heute die Interventionsbefürworter, die humanitäre Argumente ins Feld führen oder anderen Völkern die Demokratie bringen wollen. Der Werte-Universalismus bedroht die Vorstellung von der Gleichwertigkeit der Menschen und damit auch die Universalität der menschlichen Gattung.

Wer indes glaubt, alle Urteile seien relativ – kultur-, orts- und zeitgebunden –, ist ebenfalls bedroht, wenngleich aus der entgegengesetzten Richtung. Wenn jedes Werturteil an den äußeren Umständen festgemacht wird, findet man sich dann nicht mit allem ab, sofern es bei den anderen geschieht? Das Menschenopfer ist demnach nicht unbedingt verdammenswert, weil es in manchen Gesellschaften eben üblich ist; oder die Folter, oder die Sklaverei. Das eine Volk ist reif für die Freiheit, das andere nicht, und schließlich bleibt jeder sich selbst überlassen – da meine Werte ja nicht zwangsläufig besser sind als andere. Wird dieser Relativismus zu einer durchgehenden Geisteshaltung, mündet er in Nihilismus. Und wenn jeder, der grundsätzlich dem anderen gleich ist, seine Werte willkürlich wählt, wird die Einheit des Menschengeschlechts ebenfalls negiert, wenn auch auf andere

Weise, da die Menschen kein gemeinsames geistiges Universum mehr haben.

Szylła und Charybdis des transkulturellen Werturteils – Dogmatismus und Nihilismus – scheinen mitunter unvermeidbar. Dabei sind wir tagtäglich aufgerufen, Handlungen und Bräuche zu beurteilen, die unterschiedlichen Kulturen entspringen, und würden uns dieser Alternative gerne entziehen. Man möchte die unendliche Vielfalt der menschlichen Gesellschaften anerkennen und zugleich über eine zuverlässige Werteskala verfügen, die Orientierungshilfe bietet. Aber wie ist das zu bewerkstelligen?

Um in dieser Frage ein Stück voranzukommen, dient mir ein ehemals gebräuchliches Wort in seinem engen Sinn als Leitfaden: der *Barbar*.

Der Barbar

Ich habe keineswegs die Absicht, hier die Geschichte dieses Wortes und der mit ihm verbundenen Vorstellungen zu rekapitulieren, die bereits von zahlreichen Experten untersucht wurde.¹ Ich verfolge einen anderen Zweck, wenn ich mich noch einmal mit einigen Kapiteln der Vergangenheit befasse: Ausgehend von bestimmten einstigen Verwendungsweisen des Wortes möchte ich ihm eine Bedeutung geben, die heute für uns hilfreich sein kann. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart sehe ich weder einen radikalen Bruch noch völlige Identität, vielmehr frage ich nach der inneren Kohärenz.

Bekanntlich stammt das Wort aus dem alten Griechenland, wo es zum alltäglichen Sprachgebrauch gehörte, und zwar insbesondere nach dem Krieg gegen die Perser. Es trat in Gegensatz zu einem anderen Wort, und zusammen dienten sie dazu, die Völker der Welt in zwei ungleiche Teile einzuteilen: die Griechen, also »wir«, und die *Barbaren*, das heißt »die Anderen«, die Fremden. Um festzustellen, zu welcher Gruppe jemand gehörte, legte man als Maßstab die Beherrschung der griechischen Sprache an: Barbaren waren demnach diejenigen, die ihrer nicht mächtig waren oder sie schlecht sprachen.

1 Vgl. das neueste Werk von Droit, *Généalogie des barbares*, mit bibliografischen Hinweisen. Aus einer anderen Perspektive: Todorov, *Nous et les autres*.

Man könnte sagen, dass gegen einen solchen Gebrauch des Wortes nichts einzuwenden ist, auch wenn Platon (in *Politeia*) über diejenigen spottete, die so taten, als bildeten alle Nichtgriechen eine einheitliche Bevölkerung, während diese Völker sich in Wirklichkeit gar nicht ähnlich waren und, schlimmer noch, sich auch untereinander nicht verständigen konnten. Die Unterscheidung zwischen denen, die unsere Sprache verstehen, und denen, die sie nicht verstehen, beinhaltet letztlich kein Werturteil, sondern liefert lediglich eine nützliche Information. Doch aus Gründen, auf die später noch zurückzukommen ist, verlieh man dieser Unterscheidung von Anfang an eine zweite Bedeutung und verband sie mit einem Werturteil: Der Gegensatz von Barbaren und Griechen ging mit dem von »Wilden« und »Zivilisierten« einher – so könnte man in einer ersten Annäherung sagen.

Die Wildheit des Barbaren ist nicht genau definiert, in den Dokumenten sind die entsprechenden Hinweise nicht immer deckungsgleich. Dennoch lassen sich übereinstimmende und erhellende Merkmale herauskristallisieren:

a) Barbaren sind diejenigen, die gegen die elementarsten Gesetze des menschlichen Zusammenlebens verstoßen, da sie nicht das richtige Verhältnis zu ihren Verwandten finden: Muttermord, Vatermord, Kindesmord einerseits und Inzest andererseits sind sichere Zeichen für Barbarei. Bei Euripides sagt eine Person im Zusammenhang mit Orest, der seine Mutter ermordet hat: »Dazu wäre ein Barbar kaum fähig!«² In den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts schrieb Strabon, ein griechischer Geograf, ein Werk, in dem er behauptet, die Irländer praktizierten einen rituellen Kannibalismus: »Sie sind Menschenfresser und Grasfresser und halten es für achtbar, ihre Väter, wenn sie gestorben sind, zu verspeisen.« Sie tun das, damit ihre Stärke auf sie übergeht, setzen also spirituelle Nähe mit materieller Einverleibung gleich.

b) Barbaren sind diejenigen, die sich von den anderen Menschen absolut unterscheiden. Derselbe Strabon schildert die Gallier als Barbaren, weil sie, so sagt er, den Brauch haben, »dass sie bei der Rückkehr aus dem Kampfe die Köpfe der Feinde um die Hälse ihrer Pferde hängen und zu Hause an das Vordertor nageln. [...] auch von [...] Menschenopfern wird berichtet«. Das lässt sich dahingehend erweitern, dass diejenigen, die systematisch Gewalt anwenden und Krieg

2 Euripides, *Iphigenie*, S. 215.

führen, um ihre Meinungsverschiedenheiten zu regeln, in die Nähe der Barbarei gerückt werden. Das Gegenteil von Barbarei besteht hier in der Gastfreundschaft auch Fremden gegenüber oder in der Pflege von Freundschaft: Man gibt den anderen, was man selbst gerne bekommen würde.

c) Ein weiteres Anzeichen für Barbarei: Es gibt Menschen, die selbst bei den intimsten Handlungen keine Rücksicht auf die anderen nehmen. In Irland, so Strabon, »[halten die Männer es für achtbar] sich in aller Öffentlichkeit mit den Frauen zu begatten«;³ als würden ihnen Tiere und nicht Menschen zuschauen. Sich öffentlich zu paaren, sagte schon Herodot, heißt, sich wie Tiere zu verhalten.⁴ Scham ist ein ur-eigener Wesenszug des Menschen; sie bedeutet, dass mir die Blicke der anderen bewusst sind.

d) Barbaren sind diejenigen, die in vereinzelt Familienverbänden leben, anstatt sich zu Siedlungen zusammenzuschließen oder, besser noch, Gesellschaften zu bilden, in denen die von allen anerkannten Gesetze das Zusammenleben regeln. Bei den Barbaren herrschen Chaos und Willkür, sie kennen keine soziale Ordnung. Eine Nähe zur Barbarei weisen auch die Länder auf, in denen alle Menschen der Tyrannei eines Despoten ausgeliefert sind; dagegen entfernen sich jene Länder von der Barbarei, in denen die Bürger gleich behandelt werden und, wie in der griechischen Demokratie, an der Führung der Staatsgeschäfte mitwirken. Für die Griechen sind die Perser Barbaren in einem doppelten Sinn: weil sie nicht Griechisch sprechen und weil sie in einer tyrannischen Ordnung leben. »O Tyrannei, von den Barbaren geliebt!«, heißt es in einem antiken Fragment.⁵ Helena sagt in der Tragödie von Euripides, die ihren Namen trägt, einen verblüffenden Satz: »Denn Sklaven sind alle hier – bis auf einen.«⁶

Diese Merkmale von Barbaren sowie einige andere, auf die wir noch zurückkommen werden, lassen sich zu einer großen Kategorie zusammenfassen: Barbaren sind diejenigen, die nicht anerkennen, dass die anderen Menschen sind wie sie selbst, sondern sie in die Nähe von Tieren rücken, indem sie sie verspeisen; oder sie sprechen ihnen die Fähigkeit zu rationalem Denken und somit zum Verhandeln ab (sie kämpfen

3 Strabons Geographika, Bd. 1, S. 527.

4 Vgl. Herodot, Geschichten und Geschichte.

5 Vgl. Hall, Inventing the Barbarian.

6 Euripides, Helena, S. 302.

lieber); oder sie halten sie nicht für würdig, ein freies Leben zu führen (sie bleiben die Untertanen eines Tyrannen); sie verkehren nur mit ihren eigenen Blutsverwandten und wissen nichts von einem durch allgemein anerkannte Gesetze geregelten Gemeinwesen (sie sind Wilde, die verstreut leben). Vätermord und Inzest kommen bei Tieren nicht vor; die Menschen, die diese Taten begehen, beginnen ihnen zu ähneln.

Barbaren sind diejenigen, die die anderen nicht als vollwertige Menschen anerkennen. Was nicht heißen soll, dass sie tatsächlich nicht wissen, dass die anderen Menschen sind, oder es vergessen, sondern dass sie sich so verhalten, *als ob* die anderen keine richtigen Menschen seien. Im klassischen Griechenland ist eine solche Bedeutung des Wortes zwar nicht präzise belegt, ergibt sich aber aus seinem Gebrauch. Sie hat nicht in dem Sinn universelle Geltung, dass sie immer und überall anerkannt wäre, doch sie kann sie erlangen: Da diese Definition nicht auf ein bestimmtes Volk gemünzt ist, kann sie von allen akzeptiert werden.

Wenn die Gallier ihren Feinden den Kopf abschlagen und ihn an den Hals ihres Pferdes binden, dann nicht, weil sie diese Menschen für Affen oder Wölfe halten, sondern weil sie den Triumph über ihre Feinde vor aller Augen auskosten wollen – ein Triumph, der umso wertvoller ist, als diese Feinde Menschen sind wie sie selbst. Gleichwohl, indem sie so mit ihnen verfahren, behandeln sie sie nicht wie Wesen, die ihnen ähnlich sind; sie sprechen ihnen die Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht ab. Weder die Niederlage noch der Tod dieser Feinde verschafft ihnen die nötige Genugtuung; die Demütigung der einstigen Widersacher, die jetzt nur noch Beute sind, muss vor den Toren der Stadt für alle sichtbar gemacht werden. Deswegen sind diese Gallier Barbaren. Eine Seite bei Herodot ist in diesem Punkt besonders aufschlussreich. Pausanias, ein Heerführer Spartas, trägt den Sieg über die Perser davon. Ein griechischer Beobachter der Schlacht gibt ihm den folgenden Rat: Die Perser hatten nach einer früheren Schlacht dem König von Sparta den Kopf abgeschlagen und ihn an einen Pfahl genagelt, um sich dafür zu rächen, sollte Pausanias das Gleiche tun. Dieser weist dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück: »Das steht eher Barbaren an als Hellenen. Und auch denen verargen wir es.«⁷ So schändlich mit den Leichen der besiegten Feinde umzugehen, würde bedeuten, anderen das anzutun, was einem selbst niemals widerfahren

7 Herodot, Geschichten und Geschichte, S. 359.

sollte, dann würde man den Barbaren ähneln. Indem Pausanias darauf verzichtet, es seinen Feinden gleichzutun, zu demonstrieren, dass er Gleiches mit Gleichem vergelten kann, tritt er gleichsam aus dem Rivalitätsverhältnis heraus und handelt wie ein zivilisierter Mensch.

Die Griechen hatten zwei Gegensätze miteinander verschmolzen: Begriffe, die einen absoluten moralischen Wert zum Ausdruck bringen (barbarisch/zivilisiert), und mehr oder weniger relative und reversible Begriffe (die Sprache eines Landes beherrschen oder nicht beherrschen). Ihre Denker haben diese Verschmelzung frühzeitig aufgedeckt und kritisiert. Im 3. Jahrhundert v. Chr. stellt Eratosthenes, der Verfasser einer verloren gegangenen (aber von Strabon häufig zitierten) Abhandlung über Geografie und Ethnografie die folgende Überlegung an, die von Strabon wiedergegeben wird. »Am Schluss der Abhandlung kritisiert er diejenigen, die die gesamte Menschheit in zwei Hälften, Griechen und Barbaren, einteilen, und diejenigen, die Alexander geraten haben, die Griechen als Freunde und die Barbaren als Feinde zu behandeln, und sagt, es sei besser, diese Einteilung aufgrund von Güte und Schlechtigkeit der Menschen zu machen: seien doch einerseits viele Griechen schlecht, andererseits viele Barbaren zivilisiert, wie die Inder und die Arianer und ferner die Römer und die Karthager, die eine so bewundernswerte Staatsordnung haben!« Nicht nur Griechen und Nichtgriechen sind einander ähnlich, auch die moralischen Tugenden sind nicht von der Sprache abhängig, die jemand spricht. Der Gegensatz von Tugend und Untugend muss beibehalten werden, darf aber nicht mit dem von »wir« und »die anderen« gleichgesetzt werden. Strabon, der diese Zeilen zitiert, pflichtet Eratosthenes nicht in allen Punkten bei, vertritt aber selbst hier und da eine relativistische Auffassung von Barbarei: Die Barbaren sind diejenigen, die das Griechische nicht gut sprechen, »ebensowenig, wie wir das in ihrer Sprache können«. ⁸ Ihm ist also bewusst, dass wir in den Augen der »Barbaren«, deren Sprache wir unsererseits nicht beherrschen, Barbaren sind.

Man kann sich nun allerdings fragen, ob das Nebeneinander der absoluten und der relativen Bedeutung in ein und demselben Wort nicht verwirrend war. Man könnte aber auch eine Kontinuität zwischen der ersten Bedeutung von »Barbar« – die anderen nicht als Menschen anzuerkennen – und der zweiten Bedeutung – die Sprache

8 Strabons Geographika, Bd. 4, S. 81.